

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburgische Blätter. 1817-1848 4 (1820)**

14 (3.4.1820)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-769981](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-769981)

# Oldenburgische Blätter.

N<sup>ro</sup> 14. Montag, den 3. April 1820.

## Ueber die Cultivirung einer Strecke Heidelandes zu Lehe im Amte Rastede.

Sie wünschen, lieber Freund, daß ich eine kurze Nachricht mittheile, wie es mit meiner neuen Anlage zu Lehe und mit der Cultivirung des Heidelandes daselbst gehe, und welches Verfahren ich dabei beobachtet habe und noch beobachte. Ich überlasse es Ihrer Beurtheilung, ob die nachfolgenden, aus ungelübter Feder gestossenen geringen Notizen sich zu einer öffentlichen Bekanntmachung eignen.

Es gehört anhaltender Fleiß und Thätigkeit dazu, wenn man mit einem solchen Unternehmen vorwärts kommen will, insbesondere aber Geld. An den erstern habe ich es, glaube ich, nicht fehlen lassen; mit dem Gelde aber war es etwas knapp, so daß ich, wenn ich mehr in Händen gehabt hätte, schon weiter vorgerückt wäre. Inzwischen bin ich doch so weit gekommen, daß ich zufrieden bin.

Es sind nun 7 Jahre verflossen, seit ich anfang. Erst (1813.) ließ ich alles Land bewallen und die Wälle bepflanzen. Drauf fing ich an, das

Land, wo jetzt der Garten liegt, 10 Scheffel Rocken-Einsaat groß, zu sanden oder rejolen, das heißt, den Ur durchzubrechen und selbigen nebst den Steinen obenauf zu bringen; letztere wurden weggefahren. Die Heide-Plaggen, ungefähr 3 bis 4 Zoll dick, ließ ich vorher abstechen, nachdem das Land gesandet war, oben aufsetzen, und wie solche trocken waren, darauf verbrennen. Das Land ließ ich den Winter über liegen, wo denn die Ur-Klöße von Frost und Sonne mürbe wurden und ich selbige mit einer etwas starken Egge ziemlich klein eggen konnte.

Im J. 1814. düngte ich das Land mit wenigem Dünger und pflanzte Kartoffeln darin, welche sehr ergiebig, und von sehr trefflichem Geschmacke waren. Als ich die Kartoffeln eingeerntet hatte, ließ ich die Stengel nebst dem Quek rein absuchen, und selbige nebst etwas Dünger in einen Haufen bringen; dies kam in Fäulniß, und gab im Frühjahr guten Dünger. Nun ließ ich das Land tüchtig eggen und dann pflügen,



und so mit der rauhen Furche den Winter durch liegen. Dies ist von großem Nutzen; denn der Kohlenstoff und die Winterfeuchtigkeit mit den Düngertheilen setzen sich an der größern Oberfläche ab, und bewirken soviel, als der vierte Theil Dünger.

Im J. 1815. theilte ich den Garten ein, pflanzte eine Hecke herum, besäete ihn mit allerley Garten: Sämereyen, als Erbsen, Wurzeln, Petersilienwurzeln, Rüben, Kohl u. dgl. und alles gerieth nach Wunsch. Da ich des würdigen Thaers Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirthschaft, welche mir von einem Freund geliehen worden, gelesen, gefiel mir besonders die Norfolk's 6 Felder: Wirthschaft. Da ich, gleich ihnen, leichten Boden habe, — doch keinen Flugsand — so beschloß ich, gleich den Versuch zu machen.

Im J. 1816. besäete ich also zwey Scheffel Kocken: Einsaat mit Erbsen, Wurzeln, Kartoffeln und etwas kleine Pferdebohnen, behackte die fleißig und hatte eine gute Erndte davon.

Im J. 1817., nachdem das Land den Winter über in rauhen Furchen gelegen, ließ ich es im April nochmals pflügen, säete Gerste darin, ließ es walzen, dann wieder eggen. Darnach säete ich 8 H Brabanter Kleesaamen darauf, ließ selben mit einem Bündel Dornen eineggen und wieder walzen. Der Gerste wuchs schön, doch konnte ich ihn nicht reif werden lassen, sondern

mußte solchen zum Viehfutter grün abmähen.

Im J. 1818. wuchs der Klee herrlich, so daß ich ihn drey mal schneiden lassen konnte.

Im J. 1819. brachte ich ungefähr 4 Fuder mit Erde vermischten Dünger, um Anfang April, auf den Klee, und mähete ihn nur zweymal, wegen der großen Dürre, welche wir im May und Junius, ja beynah den ganzen Sommer, hatten. Als dieser Klee nun 2 bis 3 Zoll hoch wieder herangewachsen war, ließ ich ihn einfurchtig pflügen, und säete 14 Tage nach Michaelis Winter: Kocken darin, ohne Dünger. Der Kocken steht ziemlich gut; was er nun bringen will, wird das künftige Jahr 1820. lehren.

Dann soll, nach dieser Kockenerndte, Haber darin gesäet werden, auch ohne Dünger. Haben wir dann nur gute dazu taugliche Witterung, so zweifle ich nicht an einer — den Umständen nach — guten Erndte; und so wäre dann die 6 Felder: Wirthschaft fertig. —

Diesen Frühjahr säete ich einen Scheffel Gerste und 4 H Kleesaamen darüber, ließ den Gersten reif werden, und habe 13½ Scheffel davon gedroschen. Der Klee steht nur dünn, wegen der großen Dürre ist manche Pflanze zurückgeblieben und vertrocknet. Eine Hauptsache ist die, daß das Land immer rein gehalten wird; das neue Land will gerne Quack erzeugen.

Da passe ich aber auf, (und das muß jeder vernünftige Landwirth thun) daß der nicht ankommt; dann kann man sich der besten Früchte erfreuen.

Ich habe keine Wiesen noch Weiden, und halte 2 Pferde und 3 Kühe; selbe füttere ich mit Klee, Rüben, Wurzeln und Kartoffeln. Das Heu zum Winterfutter lasse ich von Jade holen, welches mir freylich sehr kostbar wird. Von einem Scheffel Kocken: Einsaat groß, worauf ich 1  $\frac{1}{2}$  Wurzelsamen gesät, habe ich meine Pferde 3 Monat hindurch täglich statt Hafer gesütert; Kühe und Schweine hatten ihr Theil auch davon erhalten.

Die Möhren (Wurzeln) können nicht genug empfohlen werden, und jeder vernünftige Haushälter müßte sie bauen. Ich habe selbe nicht behacken können; sie sind aber zweymal gewerthet, und ich habe bey der großen Dürre doch eine gesegnete Erndte gehabt. Das Land verbessert sich auch sehr nach deren Anbau, und ich halte sie besser wie Rüben; nach meiner Erfahrung saugen letztere das Land mehr aus.

Künftig Jahr will ich auf demselben Stück, wo die Hälfte Rüben und die Hälfte Möhren gestanden, Gerste und Klee ohne Dünger säen; dann wird's sich zeigen. Denn das Land ist gleich gedüngt und ganz rein.

Man findet in meinem Garten und auf meinem Pfluglande keine Handvoll Quak, das heißt auf dem Lande, was ich unter dem Pflug habe. Das Land, was Kocken getragen, und nach dem Brennen besät worden, nehme ich davon aus. Dies wird künftig Jahr tief gepflüget, so tief, daß der Ur oben kommt.

Daß ich dieses Jahr 28 Fuder Kocken (54 Fiemen 94 Garben) eingefahren und bereits vor noch nicht der Hälfte 1 Last und 2 Tonnen gedroschen habe, wird man für einen neuen Urbauer, wie ich bin, billig finden. Künftig mehr von meiner 6 Felder-Wirthschaft.

Lehe, den 6. Nov. 1819.

H — f.

### Ueber die Krankheiten der Obstbäume.

Obwohl die Obstbäume und manche andere Gewächse verschiedenen Krankheiten unterworfen sind, so findet man diese doch weit mehr im cultivirten als im wilden Zustande. Wo die Natur nach ewigen Gesetzen einer

jeden Pflanze nur solche Stellen anwieset, wo sie gedeihet und fortkommt, da verfehlt der Mensch mit aller seiner Kunst oft den richtigen Weg, und wo er durch ein richtiges Nachdenken, den Gang der Natur vor Augen, einen

nützlichem Endzweck erreichen würde, bringen nicht selten Vorurtheile, irrige Meinungen und fehlerhafte Behandlungen ihn davon zurück.

So wird denn auch nach dem alten Schlendrian von Manchem in Behandlung der Obstbäume verfahren, und das in allen einzelnen Stücken mehrentheils auf eine fehlerhafte unnatürliche Weise, woher denn auch die meisten Krankheiten entstehen.

Der Krankheitsursachen sind vielerley; sie bestehen gewöhnlich in einem fehlerhaften Veredeln, wobei zu starke Verwundungen gemacht oder Keiser von kranken Bäumen genommen werden; ferner in schlechtem Pflanzen der Bäume, unrichtiger Wahl der Obstarten, welche man pflanzen will, plötzlicher Veränderung des Clima's, Versetzen aus einer kalten in eine zu warme Lage oder umgekehrt, unangemessenem Boden, verkehrter Richtung und zu tiefem Setzen der Obstbaumstämme beim Pflanzen, im Verfrieren, und endlich in dem, leider so allgemein gewordenen Verschneiden der Bäume durch unwissende Menschen, welche unter der Firma „Gärtner“ sich Zutrauen zu gewinnen suchen, und unter deren mörderischen Händen dann den meisten Bäumen das traurigste Loos drohet. Anderer Ursachen, welche Krankheiten an den Bäumen veranlassen, als Insecten und Würmer, böse Nebel und andere climatische Nachtheile, will ich hier nicht erwähnen.

Die Hauptkrankheiten der Obstbäume sind der Harzfluß und der Brand oder Krebs; weniger bedeutend sind folgende Unvollkommenheiten: als Krätze, Wurm, Schwäche, Abfallen der Früchte, Gelbwerden der Blätter, Abdorren des Gipfels, Moos, Unfruchtbarkeit u.

1) Der Harz- oder Gummifluß, welcher bloß dem Steinobst eigen ist, vorzüglich dem Kirschbaume, der ihn durch das Beschneiden, welches er nicht wohl erträgt, leicht bekommt. Im Allgemeinen entsteht diese Krankheit entweder vom Viehdünger, von zu starken Verwundungen beim Schneiden, welche nicht gleich verheilt werden, oder vom nassen, schweren und zu fetten Boden.

Der Harzfluß ist kenntlich an dem Ausfließen der Rinde und dem daraus hervorquillenden Gummi. Wird dieses Uebel nicht anfangs geheilt und der ganze Stamm oder ganze Aeste werden davon ergriffen und aufgerissen, so ist keine Rettung mehr. Sobald man den Ausfluß des Gummi's entdeckt, (welcher durch den, die Gefäße zersprengenden überflüssigen Saft entsteht) so mache man mit einem scharfen Messer an der Nordwestseite des Stammes, ohne Unterbrechung, von oben bis nach unten, einen hin und her gebogenen zarten Einschnitt durch die Oberrinde (Epidermis). Hierdurch bekommt der Baum Luft; der überflüssige Saft kann sich ausdehnen,

und so hört der Harzfluß auf. Die Verwundungen, welche durch den Harzfluß entstehen, werden mit einem scharfen Messer bis zum völlig gesunden Holze glatt ausgeschnitten und dann mit einer Heilfalbe oder vielmehr einem Heilkitt wohl verstrichen und verbunden, welcher aus einer gut zusammengekneteten Masse von 2 Theilen frischem Kuhfladen, 3 Theilen Lehmen, 1 Theile Holzasche und einem Theile Kinderblut besteht. Wer kein Blut und Holzasche haben kann, nehme 3 Theile Kuhfladen, 3 Theile Lehmen, 1 Theil Holzkohlen, (zerriebene) und ein Theil oder soviel fette Erde, daß das Ganze eine bindende zähe Salbe wird, welche sich mit den Händen auftragen läßt. Dieser Heilkitt ist der wirksamste und vorzüglichste unter allen, und jedem andern Heilmittel für Wunden an den Bäumen vorzuziehen, daher ich auch, wenn in der Folge von einer Heilfalbe oder einem Heilkitt die Rede seyn wird, hierauf zurückweise.

Alle Steinobstarten lieben einen nur mäßig feuchten, erhabenen, lockeren und sandigen Boden, welcher, wenn er zu schlecht ist, nie mit thierischem Dünger, sondern nur mit vegetabilischer Erde oder gut ausgewittertem Reichschlamm oder Gassenkoth ic. verbessert werden darf. Ein Kirschen oder ein Pfirsichbaum wird durchaus niemals auf einem nassen, scharfen oder auch schweren und humusreichen Boden gut gedeihen. Je lockerer und milder hingegen der Boden ist, desto

mehr Früchte und um so gesündere Bäume wird man erhalten.

Alle gummhöfe Obstarten müssen mit großer Umsicht und Behutsamkeit beschnitten werden, wenn man den Gummißfluß verhüten will. Da alle starke Verwundungen möglichst vermieden werden müssen, so lasse man die überflüssigen Zweige nie zu stark werden, sondern nehme selbige gleich hinweg, wenn sie hervorkommen, und bediene sich dabey mehr des Abkneifens als des Abschneidens, welches bey den dünnen jungen Zweigen leicht ist und vor dem Abschneiden den Vorzug hat, daß die Saftgefäße eher sich zuschließen und eintrocknen.

2. Der Krebs oder Brand. Diese Krankheit ist bey dem Kernobst das, was bey dem Steinobst der Harzfluß ist. Die Apfelbäume sind wegen der zarteren Beschaffenheit ihres Holzes und ihrer Rinde dem Krebse weit häufiger, als die Birnbäume, unterworfen.

Die häufigste Ursache dieser verderblichen Krankheit ist, daß die Bäume nicht an die Kälte von Jugend auf gewöhnt sind, und, in einer warmen Lage verjätelt, durch das Versetzen in eine kalte Lage dem Froste keinen Widerstand zu leisten vermögen. Ebenso verhält es sich mit der klimatischen Veränderung, und man wird letzteres bey den aus wärmeren Climates stammenden Obstarten wahrnehmen, welche

hier verpflanzet werden, daß solche grade am meisten krebzig werden. Der Frost ist daher der größtentheils unmittelbare Urheber dieser Krankheit; aber sie kann auch eben sowohl durch Zerreibungen der Rinde, durch das Abfägen dieser Rinde, wo kein Leitauge das Verwachsen der Wunde befördert und die Circulation des Saftes unterhält, so wie durch das Ueberdüngen mit Viehdünger und daher rührende Stockung der Säfte und Zersprengung der Gefäße erzeugt werden.

Das Erfrieren der Obstbäume geschieht auf folgende Weise: wenn der schleimige Saft in dem zunächst unter der Oberinde befindlichen Zellengewebe, woraus später der Splint entsteht, nicht zeitig genug eintrocknet und erhärtet, so wird er vor seiner Reife durch einen frühzeitigen Frost ergriffen; er dehnt sich vermöge der daraus sich entbindenden Luft plötzlich nach außen aus, und zersprengt die Saftgefäße, fließt als eine ägende Feuchtigkeit heraus, und ergreift, immer um sich fressend, die Rinde, welche sich ablöst und ein verbranntes Ansehen bekommt.

Ist der Stamm eines Baumes durch den Frost angegriffen, so mache man unverzüglich mehrere Einschnitte von oben bis unten rund um den Stamm, gleich wie bey dem Harzfluß angeführt worden, doch können die Einschnitte hier etwas tiefer in die Rinde, aber niemals gegen die Mittagsseite, gemacht werden. Die

durch das Erfrieren in Stockung gerathenen Säfte können durch diese Einschnitte verdunsten, und die gut geblienen Theile werden dadurch erhalten und vor der Ansteckung bewahrt. Jede Stockung der Säfte bringt mit dem Froste ähnliche Wirkung hervor, und nur durch das Schröpfen vermittelst gedachter Einschnitte ist einem solchen Uebel vorzubeugen.

Wenn die Obstbäume auf erhöhtem Boden, zumal an Bergen, stehen, so werden sie nicht leicht vom Froste leiden. Ist ihr Standort naß und feucht, so sorge man für viele tüchtige Abzugsgräben und schütze die Stämme der zarteren Sorten vor dem Frost durch Tannen- oder Fichtenzweige, nicht aber durch das Strohumbinden, wie manche thun. Die häufig empfohlene Frostableiter von Strohseilen, welche man im Gipfel des Stammes befestigt und unterhalb des Stammes in ein Gefäß mit Wasser steckt, kann ich nicht empfehlen, indem die Wirksamkeit davon nicht von mir erprobt worden ist. Da sich indeß der Frost gern nach dem Wasser hinzieht, so kann es wohl seyn, daß das Mittel hilft.

Der Krebs selbst muß, wo er sich zeigt, ungesäumt mit einem scharfen Messer bis auf das gesunde Holz so rein ausgeschnitten werden, daß sich keine braune Flecken oder Punkte mehr zeigen. Der Schnitt muß scharf seyn und nach der Operation muß die Wunde

de mit der obgedachten Heilsalbe ausgefüllt, und dann verbunden werden,

(Die Fortsetzung folgt.)

worauf die Heilung bald erfolgt.  
Bosse.

### Kurze Erklärung auf die Erwiderung eines Ungenannten in Betreff der Veredelung der Schafzucht.

In Ansehung des gegen mich gerichteten Aufsatzes in Nr. 11. und 12. dieser Blätter würde ich, da der Verfasser desselben sich nicht genannt hat, und der Aufsatz in einer Schreibart abgefaßt ist, auf die ich einzugehen mich nicht veranlaßt finden kann, ein ganzliches Stillschweigen beobachtet haben, wenn ich nicht besorgen müßte, daß ein Theil des Publikums, insbesondere der Verfasser des Aufsatzes selbst, daraus die Folgerung ziehen möchte, daß eine Anerkennung der Wichtigkeit des von ihm vorgetragenen mich überzeugt habe, und ich, im Bewußtseyn meines Unrechts, darauf nichts erwidern könne.

Weit entfernt, mich für untrüglich zu halten, und gern geneigt, mich belehren zu lassen, kann ich doch nur auf einen Austausch von einander abweichender Meinungen mich dann einlassen, wenn dabey alle Persönlichkeit bey Seite gesetzt, und das Für und Gegen auf eine solche Weise vorgetragen wird, daß dabey die Absicht, nur das Wahre aufzufinden, nicht zu verkennen ist.

Um nun der obgedachten Folgerung vorzubeugen, habe ich diese Erklärung

abgeben wollen, worauf ich mich jedoch auch um so mehr lediglich beschränke, da mein mir jetzt wohl bekannter Gegner sich nie mit der Landwirthschaft beschäftigt hat, und mithin auch nicht geeignet ist, als kompetenter Richter in dieser Sache anzutreten.

Mehrere Versuche, welche jetzt hier im Lande mit der Einführung der Merino's und mit der Veredelung der Schafzucht gemacht werden, werden es am sichersten ausweisen, ob selbige hier nützlich und anwendbar sey? weshalb man diese Sache bis dahin, daß die Resultate dieser Versuche bekannt werden, süglich auf sich beruhen lassen kann, welches von meiner Seite um so mehr geschehen soll, da solche doch durch mit Erbitterung geführte Streitigkeiten nicht weiter aufgeklärt werden dürfte. Da aber die in andern Ländern, und namentlich in unsern Nachbarstaaten, über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen sehr zu Gunsten der Sache sprechen, und die vielfachen Vortheile derselben hinlänglich bewähren, so möchte es doch wohl etwas voreilig seyn, wenn man hier jetzt schon darüber absprechen wollte.

Niebour.

## Der wechende \*) Student.

Im Herbst des vorigen Jahres trat ein junger Mensch, von einem alten Bauer begleitet, in mein Zimmer. Indem ich aufstand, um ihn zu fragen, was sein Begehren sey, sagte er: "Ich bin ein Student aus \*\*\*, und gehe um Allerheiligen nach \*\*\*." Er sagte dies in einem Tone, der mir deutlich zu erkennen gab, daß er die nämlichen Worte schon einige hundertmal müsse hergesagt haben. Als ich verwundert ihn ansah, indem ich anfing, ihn für einen Wahnsinnigen zu halten, widerhohlte er dieselben Worte noch einmal. Ich bat ihn, Platz zu nehmen; indem er sich setzte, fragte er mich: Sind Sie nicht ein Arzt? Sie haben ja so viele Bücher, und ich sehe da auch zwey Totenköpfe." Als ich ihm erwiderte, daß ich der Prediger sey, sah er mich mit großen Augen an, und sagte: "Das kann ich Ihnen nicht ansehen, daß Sie ein Geistlicher sind." Ich erwiderte, daß dies im täglichen Leben auch nicht nöthig sey, und fragte ihn nach der Einrichtung der Schule, die er bisher besucht hatte, und was er denn studiren wolle. Er antwortete: "Ich will auf'n Pastorn studiren; ich könnte auch wohl auf'n Amtmann studiren, aber wenn ich auf'n Pastorn studire, habe ich

eher mein Brod." Ich bemerkte, "daß man nur studiren müsse, wenn man die dazu nöthigen Fähigkeiten besitze, und daß man sonst besser auf eine andere Art dem Vaterlande und seinen Nebenmenschen nützlich werden könne," und fragte ihn endlich, was er von mir begehre, worauf er denn erklärte, daß er herzutrage, und Almosen einsammle, um zu studiren. Ich erfuhr auch nachher, daß er in dieser Absicht von Haus zu Haus gegangen sey.

An dem nämlichen Orte, wo dieser junge Mensch die Schule besucht hatte, traf ich vor einigen Jahren einen mehr als zwanzigjährigen an, der auf'n Amtmann studiren wollte, und bis dahin als Knecht oder Schäfer gedient hatte.

Mußte nicht jener bettelnd umherziehende Theolog alles feinere Gefühl durch diese Lebensart verlieren? Wird nicht der Stand des Predigers durch solche Vaganten auf eine unerhörte Art herabgewürdigt? Sollten dergleichen Leute wirklich einst zu Pfarren gelangen können?

Den 10. Januar, 1820.

\*) Das Wort wechen in dem hier gemeyneten Sinn wird jetzt gewöhnlich nur noch von Handwerksburschen gebraucht; in alten Zeiten war es gebräuchlicher, und man findet es häufig mit einem B geschrieben.

